



Am liebsten übt er nachts: Werner Bärtschi in seinem Musikzimmer.

Fotos: Peter Pfister

Beim Barte des Pianisten

Als Werner Bärtschi nach Schaffhausen kam, wollte er sich zurückziehen. Mit seinen Konzerten ist der Pianist heute präsenter denn je. Zu Besuch bei einem Gesamtkunstwerk, das die Polemik nicht scheut.

■ Kevin Brühlmann

Der Mann hat Bart, aber sein Witz noch lange nicht. Werner Bärtschi scheint immer da zu sein, wo andere Exzentriker fürchten, wo das Aufregende aber oft erst anfängt. Wie macht er das?

Bärtschi wohnt am Rand der Stadt Schaffhausen. Wobei man sagen müsste:

Er residiert. Hoch über dem Rhein erhebt sich sein Haus. Decken, Treppenhaus – so hoch, so weit, dass sich selbst das Echo verirrt. Carl Maier, der Gründer der Elektrofabrik CMC, hat das Anwesen Anfang des 20. Jahrhunderts erbauen lassen.

Grün-weiss schimmert es durch die hölzerne Eingangstüre mit dem Fenster in der Mitte. Die Klinke geht nach unten.

Werner Bärtschi steht im Gang und bittet herein, er trägt weisse Finken, weisse Socken, weisse Hosen, dazu ein weites hellgrünes Hemd, und oben züngelt sein schlohweisser Bart leicht im hineinfrierenden Januarwind.

Man halte es hier japanisch, sagt Bärtschi und verweist auf die Garderobe, wo Hausschuhe bereitstehen. Feine Sohlen

aus Binsen, die sich wie frisches Moos an die Füsse schmiegen. Er führt ins Musikzimmer. Die breite Fensterfront wirft seinen Bechstein-Flügel in weiches Licht.

«Tee?», fragt Werner Bärtschi. Er verschwindet kurz aus dem Musikzimmer, dann bringt er eine Kanne und Tassen mit. Chinesische Teeknospe, erläutert der Hausherr, schmeckt mild und herb zugleich. Er schenkt ein und setzt sich aufs rote Sofa.

Und dann ist es, als würde man von diesem Zimmer, von diesem wunderlichen Mann aufgesogen.

Ehe die Tasse Tee leer ist, vergehen zwei Stunden. Und es wären noch mehr geworden, wenn da nicht der Wecker gewesen wäre. Dieser Fluch der Wirklichkeit. Aber man soll ja nicht vorgreifen.

Der Stadtpräsident ehrt

Im Sommer 2002 kam Werner Bärtschi, der hier früher einige Jahre am Musikkonservatorium unterrichtet hatte, nach Schaffhausen. Kaufte die CMC-Villa. Wollte zurückgezogen leben. Spielen, wann und was er will, er übt ja am liebsten nachts.

Heute kann man sagen: Sein Plan vom entrückten Künstlerdasein in der Provinz hat nicht ganz funktioniert. Dafür ist sonst allerhand aufgegangen.

Der damalige Stadtpräsident Marcel Wenger bat ihn zu einem Gespräch ins Stadthaus. Sein Zuzug sei eine Ehre für Schaffhausen, erklärte Wenger. Dann kam die Lokalpresse. Der Pianist fühlte sich geschmeichelt.

Kurz zuvor war das Schaffhauser Musikkonservatorium geschlossen worden. Zu klein, so die Begründung. Also rief Bärtschi die Meisterkurse ins Leben, eine ungewöhnliche Fortbildung für junge Musiker, Violinisten zum Klaviermeister, Pianistinnen zur Flötenmeisterin. Ein paar Jahre später folgten die Meisterkon-

Bärtschi redet charmant wie eine Sonate in allegretto grazioso

zerte. Im vergangenen Herbst holte Bärtschi den grossen ungarischen Pianisten András Schiff, Verzeihung: Sir Schiff, nach Schaffhausen. Zum dritten Mal schon. Und dann leuchtete jeweils, zumindest für einige Minuten, der Name Schaffhausen auf dem Globus auf.

Dieses Leuchten soll nicht aufhören. Die nächsten Meisterkurse beginnen am 5. Februar. Während fünf Tagen unterrichtet Bärtschi 40 Talente aus aller Welt: «Das ist wie ein Bad in der Musik für mich.»

Nach dem Besten streben

Ob ihm solche Formate gefehlt haben, als er hierher zog? «Das hat nicht mir gefehlt», meint Werner Bärtschi auf seinem roten Sofa, «sondern Schaffhausen.» Er redet so charmant, dass selbst Unbescheidenes wie eine Sonate in allegretto grazioso klingt.

Aber was meint er damit? Er möchte die klassische Musik möglichst weit hin-

austragen. «Jetzt verwende ich eben doch diesen dummen Begriff der Hochkultur. Menschen wollen immer nach dem Besten streben, nach dem Höchsten, und die klassische Musik gibt ihnen dafür Nahrung, Nahrung für die Seele. Darum halte ich den Ausdruck «elitär» auch für berechtigt, ich betrachte ihn nicht im negativen Licht. Menschen wollen das Beste, alles andere wäre ja geradezu trist, es ist eine Frage der Qualitas.»

Bärtschis gepflegter, bisweilen singender Duktus – das Wort Sprache scheint nicht angemessen – erinnert an denjenigen eines Altphilologen: etwas umständlich vielleicht, aber präzise, von einem inneren Feuer geschmiedet.

Kein Wunder, meint ein Musiklexikon über ihn: Bärtschi schreibe «eine unmittelbar fassliche Musik von ganz eigener Prägung».

Ein Gesamtkunstwerk

Einige Tage vor dem Besuch gibt Werner Bärtschi ein Konzert am Musikkonservatorium Zürich, zusammen mit dem ukrainischen Violinisten Valeriy Sokolov. Bärtschi ist 68, Sokolov 31. Das Duo gibt ein schönes Bild ab: Hier der feurige Bärtige, die Fäuste in die Luft reckend, da der gescheiterte Glattrasierte, mit kühler Präzision spielend.

Die erste Hälfte des Konzerts verläuft etwas verhalten. In der zweiten fegen die zwei, angetrieben von Bärtschis Naturgewalt, über die Noten hinweg. Sie spielen eine ausgedehnte Zugabe. Bei den Fachmagazinen mit den verschnörkelten No-



Bärtschi fegt über die Noten hinweg: Konzert mit Valeriy Sokolov im Konservatorium Zürich, 18. Januar 2018.



«Die Neue Musik hat das absurde Merkmal, dass sie etwas garstig klingen muss.»

tenschlüsseln im Seitenkopf würde man dafür Worte aussuchen wie «virtuos», «furios», «glorios».

Unter den Zuschauern klingt es so: «Bravo! Das nenne ich mal ein Spiel!» – Das ruft ein 50-jähriger Mann mit Rundbrille; solch ein Applaus in der Klassikszene ist fast schon vergleichbar mit einem BH, der bei einem Popkonzert auf die Bühne geworfen wird.

Jedenfalls: Der applaudierende Mann ist der Basler Violinist Egidius Streiff, der Bärtschi von diversen Kooperationen kennt. Nach dem Konzert gibt sich Streiff wieder analytisch: «Werner ist ein Gesamtkunstwerk. Er besitzt eine charmante Eitelkeit. Gleichzeitig hat er keine Angst, sich anders zu zeigen.»

Vor der Zugabe schreitet eine ältere Frau in elegantem schwarzem Umhang nach vorne. Blumen für den Künstler Bärtschi. Die beiden kennen sich seit 60 Jahren. Corinne Koller, selbst Harfenspielerin, ging mit ihm zur Primarschule, damals, im Zürich Ende der 1950er-Jahre.

Seit einigen Jahren ist die elegante Frau Mitglied einer Gönnervereinigung, die Bärtschis Zürcher Konzertreihe «Rezital» unterstützt. (1980 von Bärtschi ins Leben gerufen, ist die Reihe ein Grund dafür, weshalb er in Zürich wohl bekannter ist als in Schaffhausen.)

«Mei», sagt Corinne Koller, «er legt immer mehr zu bei der Klangqualität. Mittlerweile klingt es fast wie ein Glocken-

spiel, ganz rein. Wunderbar.» Werner sei eben ein Künstler in Bewegung, einer mit Temperament. Deshalb liege ihm Beethoven auch am besten.

Wilder Wirtesoohn

In Bärtschis Musikzimmer, durch die Fensterfront breit beleuchtet, hängt ein Porträt von Ludwig van Beethoven, überlebensgross. Sein Oberkörper ist nackt, die Haut fast weiss, die Augen sind angestrengt geschlossen. Und die Hände schweben in der Luft wie zwei Adler, die demnächst hinabstossen, auf die Tasten, und zu einer Sinfonie ansetzen.

Die Frau im eleganten schwarzen Umhang hat

recht: Bärtschis feuriges Spiel verbindet ihn mit dem Klassikmeister. «Das Bild ist überlebensgross», winkt Werner Bärtschi ab, «weil er zu gross für uns ist.»

Mit Beethoven kommt Werner Bärtschi früh in Kontakt: Im gutbürgerlichen Elternhaus am Zürichberg, der Vater ist ein geschäftstüchtiger Wirt, gibt es ein paar Schallplatten. Später nimmt er Klavierstunden.

Mit 14 schüttelt es ihn gehörig aus den Federn. Per Zufall hört er im Radio das «Concert for Piano and Orchestra» von John Cage, dem Wegbereiter der sogenannten Neuen Musik. Das 1958 veröffent-

Mit 14 hört er John Cage. «Es war fantastisch: Anarchie.»

lichte Stück setzt die Grenzen der Instrumente neu: Schläger für den verdeckelten Flügel, Sirengeräusche durch die Geige, posaunischer Walgesang, Piano als Harfe, blecherne Mechanik durch den Kontrabass. Der Rhythmus ist variabel.

«Es erinnerte mich an eine Horde wildgewordener Affen», sagt Bärtschi, seine eisblauen Augen blitzen belustigt unter den dichten Brauen hervor. «Es war fantastisch: Anarchie.»

In der Folge vermengt sich alles zu einem wilden Jahrzehnt: Zuerst das Durch-

setzen gegen die Eltern, die sich einen «rechten Beruf» für den Jungen gewünscht haben. Dann die Explosion der 1968er-Bewegung. Und zuletzt das Wiederfinden in der Avantgarde, den neuesten Vorreitern der Neuen Musik, zum Schrecken seines Klavierlehrers.

Es gibt Videoaufnahmen, wohl vom Ende der 70er, da drischt ein junger Werner Bärtschi (schon da mit beachtlichem Bart) mit Stein und Hammer auf die Saiten seines Flügels, und ein Kollege dreht wie verrückt am Frequenzrad eines portablen Radios.

1986 sagt er alle Konzerte ab und widmet sich dem Komponieren. Er liest ein Interview mit einer Schönheitskönigin und ist so angetan von ihrer ehrlichen Freude, dass er ein Stück darüber schreibt, «Ab nach Singapur».

Als Bärtschi im Mai 1990 John Cage in der Kammgarn Schaffhausen spielt, spricht man im Vorfeld von «Instrumentenschändung». Trotzdem ist die alte Fabrikhalle mit 400 Gästen ausverkauft. Schliesslich hat Bärtschi John Cage persönlich eingeladen – und der exzentrische Meister ist gekommen. Weil er sich «makrobiotisch» ernährt, bringt Cage seinen eigenen Kochtopf mit.

Kampf dem Dogmatismus

Seit jenem wilden Jahrzehnt, eigentlich zwei Jahrzehnten, ist viel passiert. Werner Bärtschi hat sich, aufs CMC-Anwesen zurückgezogen, der Tradition zugewandt. Wenn er heute auf seine jährliche China-Tournee geht, jeweils 30 Konzerte in zwei Tranchen gibt, dann spielt er die Klassiker: Mozart, Chopin, vielleicht Carl Emanuel Bach und, natürlich, Beethoven.

«Ich sehe mich heute als Pianisten und Komponisten klassischer Prägung», sagt er. Letztlich habe er mit dem Dogmatismus der Avantgarde nichts anfangen können. Dann richtet er sich im roten Sofa auf. «Ich werde nun etwas polemisch», der Zeigefinger der Rechten geht in die Luft, «die Neue Musik hat ja das absurde Merkmal, dass sie etwas garstig klingen muss.»

Aus den Untiefen des roten Sofas surrt und piepst es. «Uje!», Werner Bärtschi erschreckt leicht. Hastig gräbt er sein Mobiltelefon aus; es ist der Wecker, der klingelt. 12 Uhr: Muss mit dem Kochen beginnen. Erwarte bald Gäste.

Werner Bärtschi verabschiedet sich in der charmantesten Art, die man sich vorstellen kann.